

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Heinrich I. und Otto I. oder Die Politik der ersten beiden Herrscher aus dem sächsischen Hause

Boesch, Hans

Berlin, 1883

Heinrich I. und Otto I. oder Die Politik der ersten beiden Herrscher aus
dem sächsischen Hause

Nach dem Tode des letzten Königs aus dem Hause der deutschen Karolinger war das Reich an den mit den Karolingern verwandten Herzog Arnulph von Kärnthen gekommen; nach diesem an den gleichfalls mit der alten Dynastie, wenn auch in entfernter Weise, verwandten Herzog Konrad von Franken. Dieser wies bei seinem Tode im Jahre 918 auf den Herzog Heinrich von Sachsen hin, als auf den einzigen möglichen Retter des Reichs und in großartigem Edelmuthe bestimmte er seinen Bruder und die fränkischen Großen, dem bisherigen Feinde das Reich zu übertragen. — Schwierig genug war die Lage des Reichs, als dies geschah. Längst war die königliche Gewalt und der Glanz des königlichen Namens erloschen. Als bei dem schwachen Regimente der Karolinger die Einrichtungen des fränkischen Reiches zerfielen, als Ordnung und Gesetz mißachtet und mit Füßen getreten wurde, als rohe Gewalt dem Schwachen sein Haus und Hof und seine Rechte nahmen, als ein Kampf aller gegen alle entbrannte, da waren die alten, von Karl dem Großen so erfolgreich niedergehaltenen Stammesinteressen wieder aufgelebt, da wollte man wieder Baiern, wieder Schwabe, Sachse und Thüringer sein. Kluge und gewaltthätige Männer kamen dem Streben entgegen und förderten dasselbe; und nicht lange dauerte es, da bestand das ostfränkische Reich aus den fünf großen Herzogthümern der Baiern, Schwaben, Franken, Sachsen und Lothringer. Durchaus volksthümllich war die herzogliche

Gewalt und in dem Kampfe gegen die Anmaßungen der Grafen und Fürsten, der Bischöfe und Herren suchte das Volk einen Rückhalt und fand ihn bei den Herzögen. Die wesentlichsten Vorrechte der königlichen Krone gingen gar bald in die Hände derselben über und mit fürstlicher Gewalt wußten sie dem Königthume entgegen zu treten, mit eifersüchtigem Blicke ihre Macht und ihre angemachten Rechte gegenseitig beobachtend. Beim Tode Konrads stand Schwaben und sein Herzog im offenen Aufstande gegen die königliche Gewalt; ebenso war es mit Baiern. Lothringen hatte sich ganz vom Reiche losgemacht und an Frankreich angeschlossen; doch strebte sein Herzog nach königlicher Selbstständigkeit und wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich auch von diesem Herrn loszusagen. — Bei dieser Lage im Innern war das Reich nach außen wehrlos. Längst waren die alten Grenzmarken verloren gegangen; im Norden gegen die Dänen, im Osten gegen die zahlreichen slavischen Stämme. Ungestrast drangen die gefürchteten Normannen, dem Laufe der Ströme folgend, in das Herz des Reiches ein; am Rhein und an der Mosel lagen die von ihnen verwüsteten Städte in Trümmer. Der furchtbarste Feind aber waren die Ungarn und fast alle Länder östlich des Rheins hatten jährlich von ihnen zu leiden. Wohin sie auf ihren schnellen Pferden kamen, weithin die Gefilde mit ihren ungezählten Schaaren erfüllend, da wurden die Saatsfelder verwüstet, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert, alle werthvolle Habe geraubt. Feuer und Rauch, Schutt und Trümmer bezeichneten ihre Wege; Kinder, Greise und Männer wurden erschlagen, Frauen und Mädchen in entehrende Knechtschaft geführt. Die heiligen Tempel wurden niedergebrannt, die Priester an den Altären erschlagen, die Kreuze an den Wegen abgehauen und verspottet. Aber auch nach Westen hin war das Reich gefährdet. Nur mit Unwillen und Grollen hatten die westfränkischen Karolinger wahrgenommen,

was in Deutschland in den letzten Jahren geschehen war. Betrachteten sie sich doch als die rechtmäßigen Erben, sahen sie es doch als einen Bruch der Legitimität an, daß Deutschland mit Uebergehung der im Westen herrschenden Karolinger sich Könige aus dem eigenen Volke gesetzt hatte. Wenn nun auch zur Noth Arnulph und Konrad als zur Familie gehörend angesehen werden konnten und somit in gewisser Weise das Erbrecht gewahrt schien, so lag doch bei dem Sachsen die Sache ganz anders und das Erbrecht der westfränkischen Karolinger mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen, schien nur eine Frage der Zeit. —

So waren also die Verhältnisse nach innen und außen derart, daß Heinrich mit seinem Herzogthume darüber zu Grunde gehen konnte, wenn er die Krone annahm. Von einem so klaren und nüchternen Manne aber, wie Heinrich war, dürfen wir behaupten, daß ihm diese Lage der Dinge bekannt war; hat er trotzdem die Krone angenommen, so zeigt das von großem Patriotismus und beweist, daß vor seinem klaren Blicke auch die einzige Möglichkeit, Abhülfe zu schaffen, in aller Bestimmtheit lag. Ohne Zögern nahm er die ihm angebotene Krone an; nachdem er sich der Treue der fränkischen Großen noch ganz besonders versichert hat, läßt er sich der Sitte gemäß zu Triklar wählen und förmlich anerkennen. Es waren nur Franken und Sachsen dabei gegenwärtig und somit war der Ausgangspunkt seiner Herrschaft die friedliche Vereinigung dieser beiden Stämme.

Wir finden in den Urkunden über die Regierung Heinrichs keinerlei Andeutung über seine Politik, Nichts über die Ziele, die er sich gesteckt hat. Nur wenige Thatsachen sind uns überliefert, aus ihnen allein können wir Schlüsse machen auf die Pläne, die er verfolgt hat.

An der Spitze der Geschichte Heinrichs berichten die Chronisten die Weigerung desselben, die bisher allgemein übliche Salbung von der Hand des Erzbischofs von Mainz anzunehmen.

„Es genügt mir“, so läßt ihn der Abt Widukind von Corvey sagen, „es genügt mir, vor meinen Ahnen das voraus zu haben, daß ich König heiße und dazu ernannt bin, da es Gottes Gnade und eure Huld so will. Die Salbung und die Krone mögen würdigeren zu Theil werden; solcher Ehre halten wir uns für unwerth.“ Mit Recht sehen die neueren Geschichtsschreiber hierin mehr als einen Zug der Bescheidenheit. Der unverkennbare Unwille des Klerus und die ausdrückliche Erwähnung des Umstandes, daß solche Rede bei der ganzen Menge Wohlgefallen gefunden und ein gewaltiges Zujuchzen hervorgerufen habe, begründet das hinlänglich. Man darf aber in der Ablehnung keine Verachtung der Religion und der Kirche sehen, denn Heinrich war nach den Begriffen seiner Zeit ein frommer und kirchlicher Mann. Nicht zutreffend ist auch die Erklärung, nach welcher Heinrich damit habe zu verstehen geben wollen, daß er sich nicht, wie seine Vorgänger, von dem Klerus wolle leiten lassen. Ohne Zweifel hat er andeuten wollen, daß er sich begnügen werde mit einer Königswürde und mit einer königlichen Macht, die geringer sei, als die bisher üblich gewesene. Es lag somit in der Ablehnung der Salbung und Krönung ein Bruch mit der bisherigen Anschauung vom Königthume und den bisherigen Forderungen desselben. Ein priesterliches Königthum hatte seiner Zeit Karl der Große geschaffen. Mit der Salbung durch die Hand des Oberhauptes der Kirche und mit der Annahme des Titels imperator und augustus hatte er die Idee der römischen Kaiser und die der Päpste sich angeeignet, die Idee der Weltherrschaft, der absoluten Herrschaft über alles geistliche und weltliche, ausgeübt von einem Fürsten, der Priester und König zugleich wäre, der der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Inbegriff und die Quelle aller Macht, alles Rechtes wäre. Das war die Anschauung, die Karls des Großen Erben von der Krone hatten, welche der gesammte Klerus theilte, welche auch

bei der Masse des Volkes Eingang gefunden hatte. — Heinrich hat bescheidenere Vorstellungen von der ihm übertragenen königlichen Macht und damit stellte er sich auf dem Boden der Wirklichkeit. Die römische Tradition von sich abwehrend, erinnerte er an die Stellung der alten deutschen Heer-Könige und berührt so eine volksthümliche Saite, die laut klingend ihm entgegentönt. Es war ja auch ein Ding der Unmöglichkeit, die frühere Vorstellung von königlicher Macht zu verwirklichen, die keine Macht neben sich dulden konnte. Die Macht der Herzöge war zu groß, zu sehr mit den Stammesüberlieferungen und den Stammesinteressen verwachsen, als daß sie hätte kurzer Hand beseitigt werden können, ganz abgesehen davon, daß Heinrich mit einem solchen Versuche seine und seines Hauses Vergangenheit, denn auch dieses war in den Wirren der Zeit emporgekommen, gerichtet hätte. Konnte die herzogliche Gewalt nicht beseitigt werden, auch nicht mit Erfolg geschwächt werden, dann mußte sie anerkannt werden, dann mußte sie, die bisher als rechtlos gegolten hatte, als berechtigt, als legitim angesehen und mit ihr als solcher verhandelt werden. Der Inhalt der königlichen Gewalt wurde dadurch ein geringer, auch wohl ein zweifelhafter; aber es war die einzige Möglichkeit, die Reichseinheit herzustellen und das Königthum zu halten und so zögerte Heinrich keinen Augenblick, diesen Weg einzuschlagen. Gestützt auf die Macht der Sachsen und Franken verlangt er von den Herzögen, daß sie ihm ihr ganzes Gebiet mit Land und Leuten, mit Städten und Burgen übergäben, um es von ihm sofort als ein Lehen des Reichs zurück zu erhalten; für sich verlangt er nur die Anerkennung als Senior, d. h. als Lehnsherrn. Dies Verhältniß war kein juristisch formulirbares, denn der Lehnsmann verpflichtete sich nur im allgemeinen zur Treue, zur Heeres- und Gerichtsfolge. Aber es war eine Ordnung der Dinge, der jeder Herzog sich fügen konnte, seiner Ehre und seiner Macht unbe-

schadet; das wußte Heinrich, einst der mächtigste und ehrgeizigste unter ihnen, der langjährige Gegner des von dem Franken Konrad repräsentirten Königthums, am besten; er wußte auch, daß jeder König, der dies und nicht mehr forderte, die Stimme des Volkes auf seiner Seite haben würde. Im Vertrauen auf die Billigkeit seiner Forderungen durfte er es wagen, den Herzog von Baiern und Schwaben nöthigenfalls mit Waffengewalt zur Anerkennung zu bringen. Sie ließen es nicht so weit kommen; noch in letzter Stunde fügten sie sich freiwillig der neuen von Heinrich proponirten Ordnung der Gewalten und als die Gunst der Umstände auch Lothringen dem Reiche wieder gewonnen hatte, schien der erste Theil der Aufgabe Heinrichs, die Wahrung des Reichsbestandes und der Reichseinheit, glücklich gelöst. Auf den Stämmen der Baiern, Schwaben und Lothringer, der Franken, Sachsen und Thüringer beruhte das Reich; jeder Stamm bildete unter einem einheimischen Herzoge ein Ganzes für sich, aber die oberste Leitung im Kriege und im Gerichte, der oberste Schutz und Schirm gegen Gewaltthat war bei dem Könige.

Mit großer Geschicklichkeit wußte Heinrich die Herzöge enger mit der Krone zu verbinden; mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit vermied er alles, was wie ein Eingriff in die ihnen gewährten Rechte aussehen konnte, um so jedes Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit seiner Politik im Reiche zu ersticken. Durch wiederholte Reichstage, die unter seinen Vorgängern selten geworden waren, gewöhnte er die Fürsten, ihren Blick über die provinziellen Interessen hinweg auf das Allgemeine zu lenken und den König als ihren Vorstand jederzeit anzusehen.

Von großem Einflusse war die Kirche, wenn es galt, die Reichseinheit zu steigern und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu mehren. Die strenge Einheit des Glaubens und des Sittengesetzes, die Gleichheit der religiösen Ordnungen und Ceremonien, die höhere Kultur und Bildung des Klerus konnten

die verschiedenartigsten Elemente einen und diese dann durch den kunstreichen, enggeschlossenen Organismus der Verwaltung auf das festeste umschlossen werden. Aber Heinrich wußte auch daß die Kirche in der herrschenden Stellung, die sie unter den Karolingern eingenommen hatte, wesentlich den Sturz des Reiches hatte herbeiführen helfen. So wies er denn, unbekümmert um den Unwillen der hohen Geistlichkeit der Kirche die Stellung an, in der sie allein ihre Aufgabe zum Segen des Staats und zu ihrem eigenen Besten erfüllen konnte. Um sie tauglich dazu zu machen, ließ er es sich mit allem Eifer angelegen sein, ihr gesunkenes Ansehen und ihren sittlichen Einfluß zu heben. Denn wohl kein Stand hatte in den vorangegangenen Wirren so viel gelitten, als der geistliche. Von Grafen und Herzögen waren Aebte und Bischöfe mißhandelt worden, von allen Seiten waren die Kirchen an ihrem Vermögen geschmälert worden, in den wilden Zeiten war der hohe und niedere Klerus verwildert und hatte an Ansehen verloren, die Grenzen geistlichen und weltlichen Rechts waren vielfach verwischt worden. Mit aller Entschiedenheit übte Heinrich sein Hoheitsrecht aus über Bischöfe und Aebte; auf Synoden setzte er die Grenzen zwischen geistlicher und weltlicher Macht fest, er achtete auf Regelung und Handhabung der Kirchenzucht. Kirchen und Schulen wurden erbaut; die Verleihungen an Kirchen und Klöster sind nicht selten. Nirgends aber gestattete er dem Klerus einen Einfluß auf die Regierungsgeschäfte, trotzdem aber legte sich nach und nach der anfängliche Unmuth der Geistlichkeit gegen ihn und man fing an, in ihm den wahren Beschützer und Vater der Kirche zu ehren.

In dem klaren Bewußtsein, daß die materielle Grundlage seiner Macht und somit die wichtigste Bürgschaft für das Bestehen des Reichs in seinem sächsisch thüringischen Herzogthume liege, war er unablässig bemüht, dieses zu stärken; hier in seinen

Stammlanden war es, wo er seine culturhistorischen Reformen entwickelte und dem Reiche ein nachahmenswerthes Beispiel aufstellte. Es gab dort auch manches zu thun. Von der Mündung des Rheins bis an die Elbe, von dem Thüringerwalde und dem Erzgebirge bis an die Nordsee erstreckte sich sein Herzogthum über einen großen Theil der Norddeutschen Tiefebene. Nur wenig ummauerte Orte gab es dort; in dem weiten, offenen Lande lagen die Sitze der Bewohner einzeln vertheilt oder zu offenen Dorfschaften vereinigt; hier und da erhob sich eine königliche Pfalz, ein befestigter Herrensitz, der umschlossene Hof eines Bischofs oder Abtes.

Bei der Lage der Verhältnisse war gewiß eine Richtung auf gemeinsames Beisammenwohnen vorhanden. Die Noth vor den Ungarn, die Noth vor den fortwährenden Fehden im Innern, die Vertreibung manchen freien Mannes von seinem Eigenthume, die rasch fortschreitende Zerfetzung des Volkslebens in das Verhältniß von Dienstleuten zu Lehnsherrn, das alles mußte viele Leute in schon vorhandenen Orten treiben oder zur Ansiedlung um die Sitze der Aebte und Bischöfe, der Königspfalzen und Herrensitze treiben. In wie weit Heinrich dieser Richtung des Volkslebens mit Bewußtsein entgegenkam, läßt sich nicht sagen; doch paßt gewiß auf ihn das Wort, „daß große Männer das eigene, feine Gehör haben, daß sie die kommende Kulturströmung in den Tiefen des Volkes rauschen hören und sie sofort entschlossen helfen, dieselbe in die richtigen Bahnen einzulenken.“ Jedenfalls hat er, um das Land zu schützen, zerfallene Burgen wiederhergestellt, offene Orte ummauert, neue befestigte Plätze angelegt und jene rastlose Bauthätigkeit entfaltet, die der Chronist rühmt. Als nun später die eben angedeutete Entwicklung des Volkslebens zum Abschluß gekommen war, als fertig dastand, was zu Heinrichs Zeiten erst keimartig vorhanden gewesen und

zu treiben begonnen hatte, da nannte das dankbare Mittelalter Heinrich den Urheber und ehrte ihn als den Städtebauer.

Mit den bloßen Anstalten zur Vertheidigung war nichts gewonnen, die Feinde mußten besiegt, ihre Macht gebrochen werden, sollte das Land Ruhe haben. Aber die Ungarn schienen unüberwindlich und sie waren es bisher gewesen wegen ihrer ungeheuren Anzahl und wegen ihrer Beweglichkeit, Dinge, die dem Heere der Deutschen fehlten. Noch bestand der alte Heerbann, d. h. das kriegerische Aufgebot aller freien Männer. Die Anzahl der kriegstüchtigen freien Leute war jedoch gering geworden und nur selten waren sie zu den Waffen gerufen. Der Heerbann hatte an Kraft und Bedeutung verloren. Heinrich über sah dies Verhältniß und das Neue, was er schafft, ist seiner praktischen Natur gemäß an die Wirklichkeit angelehnt. Faktisch wird der Heerbann aufgegeben; nur in Zeiten großer Noth wird er aufgeboten. Der Schwerpunkt des Kriegswesens wird auf das Vasallenverhältniß basirt und auf den Dienst zu Pferde; so verliert der Dienst zu Fuß alle Achtung und Bedeutung und der Name Kriegsmann wird gleichbedeutend mit Rittersmann. Mit dem wohlgeübten Vasallenheere gelang es ihm, die Ungarn zu schlagen und das Land von dieser Plage zu befreien. —

Auch in der auswärtigen Politik tritt der Grundzug Heinrichs hervor; überall wird das geschichtlich gewordene anerkannt, überall begnügt er sich mit mäßigen Forderungen, alles wendet er, in verständiger Benutzung der gegebenen Verhältnisse, auf die Förderung der Reichseinheit. Wir übergehen seine friedlichen Beziehungen zu Italien und Burgund und wenden uns nach Westfranken. Wie vorauszusehen, benutzte der dort herrschende Karolinger die Wirren in Deutschland, um seine Erbrechte geltend zu machen. Er griff die Westgrenze des Reiches an. Heinrich schlägt ihn; aber statt seinen Sieg zu verfolgen und sich zu einem Angriff auf das Nachbarreich hinreißen zu

lassen, gewährt er Waffenstillstand und Frieden, aber nur gegen die ausdrückliche Anerkennung der Rechtmäßigkeit seiner Krone und der Selbstständigkeit des Deutschen Reiches. So war auch das letzte Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit seiner Wahl geschwunden, Deutschland für immer durch einen legalen Akt aus der karolingischen Universalmonarchie entlassen.

Durchaus aggressiv war sein Verhalten gegen die Slaven die in zahlreiche Stämme gespalten an die Ostgrenze des Reiches stießen. Aber das lag in den Verhältnissen. Unaufhörlich beunruhigten sie die Reichsgrenze, wiederholt hatten sie den Ungarn den offenen Durchzug durch ihr Land gestattet, oft dieselben gradezu herbeigerufen. Die unruhigen, in den Fehden verwilderten und besitzlos gewordenen Elemente des Volks mußten abgelenkt oder doch beschäftigt werden, die neugeschaffenen Heeres-einrichtungen erprobt und gestärkt werden, dem urgermanischen Triebe nach Kolonisation, dem Streben der Kirche zu missioniren, mußte ein neues Feld geöffnet werden. Was Wunder, daß sich da der König nicht mit der bloßen Abwehr und Züchtigung begnügte, sondern erobernd auftrat. Seine Waffen waren siegreich; weite Strecken des Slavenlandes lagen ihm zu Füßen. Aber auch jetzt verleugnet er seine Natur nicht. Ueberall läßt er den unterworfenen Stämmen ihre eingebornen Fürsten, ihre nationale Eigenthümlichkeit; nirgends zwingt er sie, Christen zu werden. Er begnügt sich mit dem Versprechen, Ruhe zu halten, Tribut zu zahlen, vielleicht auch germanische Ansiedlungen auf ihrem Gebiete zu dulden. Er wollte nicht mit Feuer und Schwert kolonisiren und missioniren, er vertraute dem still aber erfolgreich wirkenden deutschen und christlichen Geiste; ihm fiel die Aufgabe zu, nach Osten hin friedlich erobernd vorzugehen; der Staat wollte mit mächtig schützender Hand dies Vorgehen nur erleichtern und schirmen.

Wenn wir uns nun noch einmal Heinrich's Thätigkeit vor

Augen stellen, wenn wir sehen, wie er mit sicherer Hand sein Reich losgelöst hat aus dem karolingischen Reiche, es auf sich selbst gestellt und unter Anerkennung der geschichtlich gewordenen Gewalten es geeinigt und gekräftigt hat, wie er die Reichsgrenzen durch Besiegung ihrer gefährlichsten Feinde gesichert hat und nach allen Seiten friedliche Beziehungen angeknüpft hat, wenn wir dazu nehmen seinen nüchternen, auf das wirkliche und mögliche gerichteten Sinn, seine weise Selbstbeherrschung und Mäßigung, dann werden wir begreifen, daß jene Nachricht eines Chronisten, daß Heinrich am Ende seines Lebens beabsichtigt habe, nach Rom zu gehen, um die Kaiserkrone zu erwerben und damit den Weg der Kaiserpolitik zu betreten, sehr wenig Glaubwürdigkeit verdient, daß es viel wahrscheinlicher ist, daß mit dieser Notiz der Hofchronist einer späteren Zeit Wünsche und Bestrebungen seiner Zeit, als schon früher vorhanden gewesen, hat darstellen wollen.

Heinrich ist in Wahrheit der Gründer des deutschen Reiches, er hat die richtigen Ziele für die glückliche Entwicklung des Landes vorgezeichnet und zu ihrer Verwirklichung die erfolgreichsten Schritte gethan. Manches Ungemach und manches Herzeleid wäre dem Vaterlande und seinem Oberhaupte erspart geblieben, hätte jeder sich begnügt, seine Wege zu wandeln und sich fern gehalten von Wünschen und Bestrebungen, die der nationalen Wohlfahrt entgegen sein mußten. —

Heinrich starb 936, nachdem es ihm gelungen, die Herzöge und Großen des Reichs zu bestimmen, seinen Sohn aus zweiter Ehe, Otto, zum Nachfolger zu wählen.

In glänzender Weise, unter Entfaltung einer großen Pracht, in Gegenwart sämtlicher Herzöge des Reiches, wurde der 24-jährige Otto zu Aachen, der alten karolingischen Kaiserstadt gekrönt. Man hat aus dem Berichte von diesen Feierlichkeiten einen Schluß auf das Programm des neuen Königs machen

wollen, und aus dem Umstande, daß die Herzöge ihm dienten, gefolgert, daß Otto schon damals die Herzöge als die obersten seiner Beamten angesehen habe, ja als Diener, die ihm zu Dienstleistungen verpflichtet seien. Aber wenn uns auch Otto's Charakter geschildert wird als einer, dem Herrschen ein Bedürfniß gewesen, der empfänglich gewesen für Glanz und Pracht, so ist doch nicht zu glauben, daß der junge König, der nur nach mühevoller Zurückdrängung eines Gegenkandidaten gewählt worden, von den alten ehrgeizigen Herzögen, deren einer der Krone nahe gestanden, von denen zwei nach Königskronen hatten streben können, eine solche Verherrlichung seiner Macht und Würde habe fordern und erhalten können. Manches ist in der Schilderung auf Rechnung einer späteren Zeit zu setzen und der ganze Vorgang wohl mehr als ein Werk Heinrichs, als Krönung des von ihm errichteten Gebäudes anzusehen. Otto bekam bald zu thun. In blutigem Aufstande erhoben sich die Franken unter Führung ihres Herzogs gegen Otto. Dieser Aufstand, wenn auch durch bestimmte Vorgänge und Ereignisse veranlaßt, erfolgte doch mit einer Art Nothwendigkeit; es war der Kampf der Franken und Sachsen um die Herrschaft des Reiches. Seit Chlodwig dem Merovinger hatte der fränkische Stamm die Herrschaft über die übrigen germanischen Stämme gehabt, mit Karl dem Großen war er zur Weltherrschaft gelangt; noch hieß der eine Theil des gewaltigen Reichs Westfranken, der andere Ostfranken; kaum ein Jahrhundert war vergangen seit der heidnische Stamm der Sachsen von ihnen unterworfen, dem Christenthume und der Kultur geöffnet worden war. Und nun war die Herrschaft auf den so verhassten, mit so unendlicher Krastanstrengung und Grausamkeit einst unterjochten Stamm der Sachsen übergegangen und es schien, als sollte sie bei ihm bleiben. Da schaart sich der Frankenstamm, gereizt außerdem durch das erwachte Selbstgefühl des herrschenden Stammes, noch einmal

um seinen Herzog um die Krone wieder zu gewinnen. Es ist kein Kampf der herzoglichen Gewalt gegen die königliche, wie man oft geglaubt hat, es ist ein Kampf zweier Stämme um die Vormacht, um die Führung. Das erkannte Otto wohl und demgemäß handelte er, als er den Aufstand bezwungen hatte. Die herzogliche Gewalt unter den Franken wurde für immer beseitigt und dem Königthume übertragen; die bedeutenden Besitzungen des Herzogs wurden getheilt und an fränkische Große gegeben. So nahm er den Franken ihren nationalen Mittelpunkt und stellte sie der Person des Königs so nahe wie möglich, in der Hoffnung, daß jene stolzen Erinnerungen an die einstige Herrschaft allmählich erlöschen würden, daß aus Franken und Sachsen ein Volk werde, in dem Maße, als die alte Stammesfeindschaft sich mildern würde.

Was Otto dem fränkischen Herzogthume that, that er den übrigen nicht und doch stellte sich bald heraus, wie nachtheilig für die Entwicklung des Reiches jenes Bestehen lokaler Gewalten war, die mit fast vollständiger Autonomie ausgestattet, fest gegründet auf das Stammesgefühl und die Interessen des Volkes, von Jahr zu Jahr an Festigkeit und Macht gewonnen hatten. Er konnte die Herzöge nicht beseitigen; er durfte nur daran denken, ihren Einfluß und ihre Macht zu schwächen, sie immer fester dem Reichsorganismus einzufügen. Zu dem Zwecke schlug er verschiedene Wege ein. Um der herzoglichen Gewalt den nationalen Boden zu nehmen, belehnte er, als durch Tod oder Treubruch die Herzogthümer erledigt wurden, nicht einen Edlen aus dem betreffenden Stamme damit, sondern ein ihm nahe stehendes Glied seiner eigenen Familie. So glaubte er den Zusammenhang der einzelnen Theile des Reichs unter einander und mit der Krone fördern zu können, wenn eine Familie das Ganze und die Theile kraftvoll regierte. Doch diese Familienpolitik sollte sich auf das Empfindlichste rächen. Ein

Zwist in seiner Familie brach in offene Empörung aus und die gegen den Vater kämpfenden Söhne brachten nicht nur den Bestand des Reiches, sondern auch den der Herzogthümer in Frage.

Denn nicht für immer war der Einfluß der alten herzoglichen Familien beseitigt mit ihrer Beseitigung aus der herzoglichen Stellung. Sie hatten unter ihren Stammesgenossen starke Verbindungen und einflußreiche Beziehungen unterhalten und in dieser Zeit des Krieges regten sich die alten Gewalten und kämpften um die frühere Stellung. Zerrißen war das Reich, gespalten die einzelnen Herzogthümer. Die Zeit der früheren Verwirrung schien mit allen ihren Greueln wiedergekommen, alles mühsam Errungene in Nichts zerfallen. —

Nur wie durch ein Wunder wurde Otto Herr der Empörung. Als es galt, die Ordnung neu zu gestalten, verhehlte sich Otto nicht, wie tief im Bewußtsein des Volkes das nationale Herzogthum gegründet war und daß diesem Umstande Rechnung getragen werden müsse. Somit bekleidete er mit der herzoglichen Würde überall Männer, die dem betreffenden Stamme angehörten, in ihm begütert waren und wo möglich mit der alten herzoglichen Familie in Beziehung standen. Damit war das nationale Herzogthum wieder aufgerichtet; aber die neuen Herzöge verdankten ihre Würde und Macht der Gnade des Königs. Otto suchte jetzt den Herzögen Vorrechte, die ihnen bisher gelassen, wie die Besetzung der Bisthümer und die selbstständige Kriegsführung, zu nehmen; durch Errichtung neuer Gewalten, durch Kräftigung und Vermehrung schon vorhandener, setzte er ihnen ein Gegengewicht. So stattet er die Markgrafen mit bedeutender Macht aus; mit der Wahrnehmung der königlichen Rechte in den Herzogthümern werden die Pfalzgrafen beauftragt; wo es angeht, theilt er das Herzogthum, wie in Lothringen. In Verfolgung dieser Politik that Otto einen

Schritt, der verhängnißvoll werden sollte für die Zukunft des Reiches. Wie Heinrich war auch Otto der Geistlichkeit gegenüber zurückhaltend, wenn er auch nach dem Sinne der Zeit ein frommer Mann war; in Schenkungen an die Kirche war er karg und oft tadelte er die ihm verschwenderisch scheinende Freigebigkeit seiner Mutter; mit mißtrauischem Auge sah er die damals sich regenden hochkirchlichen Reformbestrebungen an. Bald änderte sich seine Stellung. In großer Noth hatte er die Hülfe Gottes in gleichsam sichtbarer Weise erfahren; der Tod seiner Gattin richtete seinen Sinn auf das religiöse; mit Vorliebe las er die heilige Schrift und andere fromme Bücher; mit Eifer läßt er sich die Förderung der kirchlichen Zwecke anlegen sein, darin auf's Beste von seinem gelehrten und staatsklugen Bruder Bruno, dem Erzbischofe von Köln, geleitet. Bald denkt er daran, den Klerus, der allein im Besiz von Bildung und Kultur ist, für die Sache des Reiches dienstbar zu machen. Seinen Bruder Bruno macht er zum Reichskanzler und bald sind alle Geschäfte des Reiches in den Händen der Geistlichen; am Hofe des Königs sammelt sich von Klerikern Alles, was Talent hat, gewinnt hier einen Blick in das Getriebe des Staates und wird vom Könige mit einflußreichen Stellungen und Aemtern betraut. Dabei aber blieb es nicht. Ueberzeugt von der großen Bedeutung der Kirche und von ihrer eminenten Fähigkeit die Reichseinheit zu fördern, glaubt er das beste Gegengewicht gegen alle partikularistische Bestrebungen der Herzöge, gegen alle Anmaßungen und Uebergrieffe der hohen weltlichen Aristokratie gewonnen zu haben, falls es ihm gelänge, das Interesse der Kirche und des Klerus auf das Engste mit dem des Reiches zu verbinden. Von solchen Grundsätzen ausgehend, stattet Otto die Geistlichen mit Reichslehen aus. Eine solche Belehnung der Geistlichen mit weltlichem Besize schien durchaus unbedenklich, weil hier nie, wie bei der weltlichen Aristokratie

ein Streben nach Erbllichkeit der Lehen aufkommen konnte, weil jeden Augenblick der König in der Lage schien das Regiment nach seinem Gutdünken zu reformiren. Und doch war diese Politik Otto's, so sehr sie auch in der Nothwendigkeit begründet schien und so manchen Nutzen sie auch gehabt haben mag, sehr gefährlich.

Bei der steten Beschäftigung mit weltlichen Angelegenheiten mußte der hohe Klerus seine eigentliche Aufgabe vergessen oder doch vernachlässigen. Die einseitige Bevorzugung des einen Standes mußte die Eifersucht des andern rege machen und ihn zwingen nach gleichen Rechten zu streben. Denn es war nicht anzunehmen, daß die weltlichen Großen für immer einer feineren Bildung fern bleiben würden und daß sie immer sich von den Reichsgeschäften fern halten ließen. Eine fortwährende Reibung und eiferfüchtige Ueberwachung war die nothwendige Folge. Ferner aber, so lange die Interessen der Kirche mit denen des Staates harmonirten, so lange es dem Könige gelang den Klerus sich dienstwillig zu erhalten, mochte das enge Bündniß für das Wohl des Reiches von Nutzen und Erfolg sein; wer bürgte jedoch, daß die Einheit zwischen Staat und Kirche, wie sie Otto geschaffen und unter ihm factisch bestand, bleiben würde? Sobald eine Zeit kam, wo die beiderseitigen Interessen feindlich auseinander gingen, mußte jene Verbindung dem Königthume und dem Reiche gefährlich werden. Denn dann trat der Krone eine gewaltige Macht gegenüber, gewaltig durch irdischen Besitz und geistigen Einfluß und durch das lebendigste Gefühl der Zusammengehörigkeit. Otto betrachtete sich als den obersten Herrn der Kirche seines Reiches und er war es auch; unumschränkt setzte er Bischöfe ab und ein; er leitete die äußeren und inneren Angelegenheiten der Kirche, er berief Reichs- und Provinzialsynoden und handhabte die Kirchenzucht. Und doch waren schon vor etwa einem Jahrhundert in den Ländern des

Rheins jene Kirchengesetze entstanden und in Umlauf gekommen, die dem Bischofe in Rom, als ihm allein zukommend, Befugnisse beilegte, die Otto nicht nur faktisch ausübte, sondern auch als einen wesentlichen Bestandtheil seiner königlichen Macht ansah. Schon hatte Papst Nicolaus I auf jene Gesetze sich berufend, das Schiedsrichteramt über einen König ausgeübt. Sobald ein energischer Charakter in Rom Bischof wurde, der mit diesen in der Kirche nicht nur bekannten, sondern auch gebilligten Grundsätzen Ernst machte, war der Konflikt mit der weltlichen Macht da. Otto's Bruder und Otto's natürlicher Sohn, beide große Würdenträger der Kirche und vertraut mit der Politik Roms, sprachen unverhohlen ihre schweren Bedenken gegen die Politik Otto's aus. Ja, als es sich um die Gründung des Erzbisthums zu Magdeburg handelte, brach der Zwist zwischen Otto und seinem Sohne, dem Erzbischofe von Mainz, offen aus, da kirchliche und weltliche Interessen sich nicht deckten.

Doch ein Mann wie Otto wird sich die Tragweite seines Schrittes klar gemacht haben. Ein Auseinandergehen der geistlichen und weltlichen Interessen voraussehend, hat er sich vor den letzten Konsequenzen seines Schrittes nicht gescheut; er hat gewußt, daß um höher zu gehen, er sich die ganze Kirche, d. h. den Bischof in Rom unterwerfen müsse, daß er dem Königthume eine Macht gewinnen müsse, kraft deren er den römischen Bischof ein- und absetzen könne, wie einen Bischof seines Reiches. Doch dies führt uns auf Otto's auswärtige Politik. —

Wir wenden uns zuerst nach Osten zu den Slaven. Otto trat die Erbschaft seines Vaters an, doch geht er bald über die von jenem vorgezeichneten Ziele hinaus. Er will die Slaven seinem Reiche einverleiben, dessen Macht und Größe sie mehren sollen. Demzufolge wird das eroberte Land behandelt. Grafen und Markgrafen werden über dasselbe gesetzt; die deutsche Heeres- und Gerichtsverfassung wird eingeführt. Ganze Land-

striche mit Ortschaften und Leibeigenen werden an Grafen und edle Herren, an Klöster und geistliche Stiftungen verschenkt oder zu Lehen gegeben. So wurde eine große Zahl königlicher Vasallen und Dienstleute in das Land gezogen und zahlreiche Burgen zum Schutze und zur Knechtung errichtet. Aber die gewaltsame Kolonisirung, das übermüthige Auftreten der Herren, die festgewurzelte Racenseindschaft nährten die Erbitterung und schärften von Jahr zu Jahr die Ausbrüche der Wuth. Da schreckte Otto um zum Ende zu kommen, vor dem Neuesten nicht zurück; er beschloß, ihnen die nationale Eigenthümlichkeit zu nehmen; ein Glaube sollte beide Völker verbinden, das Christenthum die trozigen Gemüther für immer umwandeln. Wahrscheinlich ist der oben angedeutete Umschwung nach der kirchlichen Richtung für diese politische Maßregel von Einfluß gewesen; wenigstens wird aus demselben Jahre, in dem jener Umschwung stattfand, der erste Schritt dieser Art gegen die Slaven gemeldet. Die Slaven merkten worauf es abgesehen war und zum letzten Verzweiflungskampfe erheben sich die Stämme zwischen Elbe und Oder. Otto blieb Sieger, und nun war es mit dem Slaventhume vorbei. Die Ueberlebenden wurden mit Gewalt getauft; zahlreiche Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöster wurden gebaut, neue Bisthümer gegründet und dotirt.

Man hat das Verfahren Otto's gegen die Slaven vielfach verurtheilt und ihn verdammt wegen der Härte, Grausamkeit und Treulosigkeit, die er gegen sie bewiesen. Es ist wahr; die Geschichte von den Kriegen gegen die Slaven ist unerquicklich zu lesen und mit Widerwillen wendet sich oft ein zarteres Gemüth davon ab. Doch der wilde Sinn einer wilden Zeit, noch gereizt durch die schroffen Gegensätze der Nationalität und der Religion führt anders Kriege als eine civilisirte Nation in aufgeklärten Zeiten; jene Kriege wollen nach den damaligen Verhältnissen

beurtheilt sein. Der Kampf selbst und zwar der Kampf auf Leben und Tod lag begründet in der Unmöglichkeit, daß ein nach staatlicher Entwicklung und höherer Kultur strebendes, jugendkräftiges Volk auf die Dauer neben einem barbarischen und politischer Gestaltung bis dahin unfähigen Volke friedlich leben konnte. Heute danken wir es Otto, daß er die weiten Gefilde deutscher Kultur und deutschem Geiste geöffnet hat; heute, wo eine Unzahl blühender Städte jenseits der Elbe Zeugniß ablegt von deutschem Fleiße und deutscher Kraft, heute, wo der Mittelpunkt des neu erstandenen deutschen Reiches dort gelegen ist.

Von weittragender Bedeutung sind die Beziehungen, in welche Otto zu den westlichen und südlichen Nachbarn seines Reiches tritt. Die Verhältnisse boten ihm überall mancherlei Gelegenheit und Veranlassung sich einzumischen und seinen Einfluß geltend zu machen. Unbemerkt führt ihn eine Beziehung zur anderen, weiter und weiter reicht sein Streben, bis er endlich mit seinem großen Blicke das ganze Abendland überschaut und alle Fäden der Bewegung in seiner kräftigen Hand liegen. —

Im westfränkischen Reiche wütheten Parteikämpfe. Das Königthum war schwach; mächtige Große rangen mit dem Könige und untereinander um Selbstständigkeit und um die Krone. Es lag im Interesse Deutschlands, daß im Nachbarstaate keine mächtige Herrschaft aufkam, denn schon damals traten die Gelüste der Nachbarn nach den gesegneten Ufern des Rheins hervor. Damit schien die Politik Otto's vorgezeichnet zu sein; er mußte dafür sorgen, daß es im Westfrankenreiche blieb, wie es war, daß die dortigen Kräfte im gegenseitigen Kampfe sich das Gleichgewicht hielten, sich womöglich verzehrten. Diese Politik hat Otto auch verfolgt und so ist es keine Inkonsequenz, wenn er bald den König, bald die mächtigen Partei-

häupter unterstützt oder fallen läßt. Aber sein Ehrgeiz ging weiter; er strebte nach Herrschaft und Unterwerfung und so geschickt wußte er die vorhandenen Parteien für sich zu gewinnen, daß auf dem Tage zu Attigny 940 die Großen Vasallen Frankreichs ihm huldigten und seine Oberhoheit anerkannten. Als er dann, seiner Politik getreu, die Vasallen, die ihm zu mächtig wurden, fallen ließ und er sich des bedrängten Königthums annahm, das verloren schien, da warf sich ihm der König mit seinen wenigen Getreuen in die schützenden Arme, nannte sich seinen getreuen Vasallen und erklärte, sich nur nach seinen Befehlen richten zu wollen. So war Otto Herr im Westfrankenreiche und seinen Grundsätzen entsprach es, wenn er die gewonnene Herrschaft auch hier mit Hülfe des Klerus zu befestigen suchte.

Die Beziehungen Otto's zu Frankreich führten ihn zur Einmischung in die Verhältnisse von Burgund, jenes Reiches, das sich damals über die Gefilde der Rhone und Saone, über die Gebiete der Westalpen und des Jura erstreckte und hier, in dem Lande zwischen Deutschland, Frankreich und Italien, wo Germanen und Romanen zusammenstießen, schürzten sich die Fäden, aus deren Gewebe sich die Politik der Weltherrschaft entwickelte. — Wiederholt hatten die burgundischen Großen, selbst die burgundischen Könige an den Wirren und Parteilämpfen in Frankreich theilgenommen und Otto Veranlassung gegeben, sich um Burgund zu kümmern. Als beim Tode des burgundischen Königs Rudolf II. dem noch unmündigen Sohne und Thronerben desselben, Conrad, das Erbe von dem gewalthätigen Könige von Italien, Hugo, einem burgundischen Großen streitig gemacht wurde, suchte man einen Rückhalt bei dem mächtigen Könige der Deutschen. Ueber das Treiben der Parteien am Hofe von Burgund ist nichts Näheres bekannt; doch steht fest, daß sich der junge König bald darauf am Hofe

Otto's und in dessen Schutz befand. Aus Otto's Ehrgeiz und Herrschsucht ist es erklärlich, daß er diesen Umstand in seinem Interesse benutzte, um seinen Einfluß ein für alle mal dort zur Geltung zu bringen. Sein und seines Schütlings wichtigster Gegner war der zeitige Wächter in Italien, und von hieraus wurde ihm stetig Opposition gemacht. Schon deshalb war er genöthigt, den Angelegenheiten Italiens seine Aufmerksamkeit zu schenken; aber es veranlaßten ihn dazu noch mehrere andere Gründe. Auch in Italien wütheten Parteikämpfe; die Krone ging aus der Hand des einen Großen in die des anderen; zur Zeit hatte dieselbe jener oben erwähnte burgundische Große Hugo. Wiederholt hatten die streitenden Gewalthaber Hülfsvölker aus den deutschen Grenzländern, geholt, wiederholt waren deutsche Herzöge, ihrem Ehrgeize folgend, in die lombardische Ebene hinabgezogen, um an dem Kampfe theilzunehmen. Die Grenzverhältnisse zwischen Deutschland und Italien waren unsicher. Je mehr Otto sich berufen glaubte, der Schirmherr der Kirche und der Vorkämpfer des Glaubens zu werden, mußte er ein Interesse haben mit dem römischen Bischofe in nähere Verbindungen zu treten und vor Allem einzutreten in den Kampf, den damals das Christenthum gegen den Islam führte, und dieser Kampf hatte seinen wichtigsten Schauplatz in Italien, wo bereits Sicilien und mehrere Plätze in den südlichen Provinzen und in den Seealpen im Besitze der Araber waren. — Das Regiment des Ausländers hatte sich verhaßt gemacht. An die Spitze der nationalen Opposition trat ein italienischer Große Berenger, der Hülfe und Stütze bei dem natürlichsten Feinde seines Gegners, bei Otto, suchte und fand. Ehrenvoll wurde er aufgenommen und reich beschenkt entlassen; ja, eine wenig beachtete Notiz eines Chronisten sagt, daß er sich Otto als seinem Lehnherrn unterworfen habe. Mit einer in Deutschland geworbenen Mannschaft kehrte er zurück. Von diesem

Augenblicke an ist Otto entschlossen, seine Macht über Italien auszudehnen und Alles, was in Italien vor sich geht, ist durch ihn beeinflusst und bestimmt; Alles was dort und in Deutschland geschieht, bereitet den großen Schritt vor. Vorsichtig bemächtigt er sich mit Hülfe seines ihm ganz ergebenen Bruders, der Herzog von Baiern war, der Stadt Aquileja, als des Schlüssels von Italien; heimlich läßt er für sich und seine Pläne bei den Großen Italiens werben, und schon weiß er im Voraus, welche Städte und Burgen sich ihm öffnen werden, welche nicht. So bedurfte es nur eines Anstoßes, um die weitfliegenden Pläne zu verwirklichen. Dieser Anstoß kam bald. Er knüpft sich an die Geschichte der Königin Adelheid. Otto zog über die Alpen, eroberte die Lombardei mit Waffengewalt, setzte sich die eiserne Krone der Lombarden auf's Haupt und ließ durch seine Gesandten in Rom wegen seiner Aufnahme in die ewige Stadt und wegen seiner Krönung zum Kaiser unterhandeln. Vielen, selbst Gliedern seiner eigenen Familie, hatte Otto seine wahren Pläne und Absichten auf Italien verheimlicht; jetzt lagen sie offen vor Jedermanns Augen; jetzt sah Jeder, daß er im Begriffe war, die Erbschaft Karls des Großen anzutreten, das abendländische Kaisertum wieder aufzurichten, als imperator und augustus sich zum Herrn der Könige und Fürsten, zum Schirmherrn der Kirche zu machen. Otto's damalige Stellung schien ihm ein Recht zu solchen Plänen zu geben. Das Königthum in Deutschland schien für immer gesichert; das Land der Slaven zwischen Elbe und Oder war unterworfen; Böhmen, Frankreich und Burgund erkannten ihn als Lehnsherrn an; Italien gehorchte ihm; die Ungarn waren besiegt; die Dänen, die Angelsachsen, jenseits des Wassers, standen mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen, schon zweimal hatten Gesandte des griechischen Kaisers kostbare Geschenke überbracht. Ueberall erfreute sich die Kirche seines besonderen Schutzes, große Gebiete

hatte er ihr gewonnen, zahlreiche Bisthümer verdankten ihm ihre Gründung. Faktisch war er der Erbe der Macht und Stellung Karls des Großen, nur fehlte noch die rechtliche Bestätigung, nur noch die feierliche Weihe der Salbung und Krönung.

Zudem war niemals im Volke das Andenken an die glorreiche Herrschaft Karls des Großen ganz geschwunden; noch wurden in Sagen und Liedern seine Thaten und der Glanz seiner Herrschaft gefeiert. Es war auch nicht vergessen, daß nach dem Aussterben der italienischen Karolinger Deutschland und Frankreich um die Kaiserkrone gerungen hatten, daß der deutsche Karl der Dicke und Arnulph sie getragen hatten. Von Anfang an hatte Otto die höchsten Vorstellungen von der Königsgewalt gehabt; aus ihr leitete er das Recht einer unumschränkten Gewalt, die Stellung eines Gesalbten Gottes, eines Schutzherrn der Kirche ab.

Wollte Otto nicht stehen bleiben bei dem was er erreicht hatte, zögerte er keinen Augenblick nach dem Höchsten zu streben, der Grund liegt nicht allein in der nach Herrschaft und Ehre geizigen Seele des Mannes, nein, der einmal betretene Weg, die ganze theilweis durch ihn gewordene Lage der Dinge trieb ihn mit Nothwendigkeit weiter. Aber in dem Augenblicke, wo er die Hand nach dem Höchsten ausstreckt, tritt ihm ein Hinderniß drohend in den Weg.

Geleitet von dem Sohne, dem erwählten Thronfolger, dem Erzbischofe von Mainz und mehreren Fürsten und Großen Deutschlands erhebt sich eine Opposition gegen Otto, eine Opposition, die ihm bedenklich genug scheint, um sofort nach Deutschland zurückzukehren, eine Opposition die bald in offene Empörung ausartet und das Reich an den Rand des Verderbens bringt. Nur dürftig und wenig zuverlässig, weil parteiisch gehalten, sind die Nachrichten über diese Empörung; die verschied-

denartigste Beurtheilung hat sie von neuern Geschichtsschreibern gefunden. Doch ist wohl ohne Zweifel, daß dieser Aufstand seinen Grund hatte in der Erkenntniß der Gefährlichkeit des von Otto eingeschlagenen Weges, daß er die nationale Reaktion gegen die geplante Universalmonarchie war, die Deutschland und seine Entwicklung nothwendiger Weise in verkehrte und ungesunde Bahnen lenken und seine Kraft dem Interesse anderer dienstbar machen mußte. Aus dem Kampfe, dem sich alle dem Königthum und der staatlichen Ordnung feindlichen Elemente anschlossen, ging Otto als Sieger hervor. Aber er gab seine Pläne nicht auf, er bemühte sich vielmehr für die Zukunft eine ähnliche Opposition unmöglich zu machen und sich den Erfolg zu sichern. Vor der Hand allerdings war er gezwungen seine Pläne zu verschieben. Berengar wurde zum Könige gemacht und er begnügte sich mit der Oberlehns Herrlichkeit. Aber unausgesetzt behielt er Italien im Auge und die Dinge entwickelten sich so, daß ihm die Herrschaft wie eine reife Frucht von selbst zufallen mußte.

Wir werfen einen kurzen Blick darauf.

Der Süden Italiens war in den Händen des griechischen Kaisers; Mittelitalien bestand außer der weltlichen Herrschaft des Papstes aus mehreren Herzogthümern und Markgraffschaften; die lombardische Ebene gehorchte dem stolzen und grausamen Berengar. Obgleich dieser in seinem Reiche eine starke Opposition hatte, war er doch ehrgeizig genug und fühlte er sich stark genug die Herrschaft ganz Italiens an sich zu bringen. In diesem Bestreben war der römische Bischof sein wichtigster Gegner, denn in seinem Interesse lag es die Zerrissenheit Italiens zu fördern und keinen mächtigen Herrn aufkommen zu lassen. Nur unter diesen Verhältnissen war es möglich die traditionelle Politik des römischen Stuhles auf Erweiterung der weltlichen Herrschaft und auf unumschränkten Einfluß in Italien

zu verwirklichen. Als sich der Papst in seinem weltlichen Besitze bedroht sah, rief er den erprobten Schutz der Kirche, den König Otto zur Hülfe herbei, ihm als Preis die Kaiserkrone versprechend. Gleichzeitig rief ihn aber auch die Gegenpartei Berengars in der Lombardei zur Hülfe gegen das grausame Regiment des Königs. Mit Freuden folgte Otto dem doppelten Rufe; ohne sich mit der vollständigen Eroberung der Lombardei aufzuhalten zog er nach Rom, denn wie leicht konnte der Papst seinen Beschluß bereuen, wenn er Otto's wahre Absichten auf Italien kennen lernen sollte. Am 2. Febr. 962 empfing er aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone. Einmal in Rom und im Besiz der Kaiserkrone nahm Otto das oberherrliche Recht, das schon Karl der Große im Kirchenstaate ausgeübt hatte, in vollem Umfange und in seiner ganzen Bedeutung für sich in Anspruch und behandelte den Papst und dessen Land nicht anders wie jeden andern großen Lehnsträger. Das aber mußte zu Verwicklungen führen, da es den Ideen des intriguanten und ehrgeizigen Papstes ganz zuwiderlief. Dieser hatte gehofft, der deutsche König werde ihn aus seiner augenblicklichen Noth befreien, der Kirche die ihr entriffenen Güter zurückgeben und dann nach dem fernen Deutschland zurückkehren. Dann hatte er als Herr eines nicht unbedeutenden Gebietes, mit dem römischen Kaiser als kräftigen und willigen Rückhalt im Bunde, gehofft die Herrschaft über Italien leicht und bald erringen zu können. — Nicht einmal als Oberhaupt der Kirche stand der Bischof unbeschränkt da; denn ohne ihn zu fragen und ohne auf ihn Rücksicht zu nehmen, hatte Otto Angelegenheiten der Kirche Italiens auf Synoden, die er aus eigener Machtvollkommenheit berufen hatte, geordnet und geschlichtet.

Bald war Otto denn auch im Besiz von Urkunden, aus denen hervorgig, daß das Oberhaupt der Christenheit, der Vasall des Kaisers sich nicht scheute, mit dem schismatischen Kaiser

der Griechen, ja mit den heidnischen Ungarn ein Bündniß gegen Otto zu schließen.

Schnell entschlossen zog Otto mit Heeresmacht gegen Rom, der Papst floh und wehrlos lag die Stadt auf ihr Gebiet zu den Füßen des Siegers. Diese veränderte Sachlage benutzte Otto ganz im Sinne seiner kaiserlichen Ideen. Durch eine von ihm berufene Synode setzte er den Papst ab und wählte er einen neuen, einen dem Kaiser ergebenen Mann; die Römer aber müssen schwören, daß sie nie einen Papst wählen oder ordiniren wollen ohne Zustimmung des Kaisers und seines Sohnes. So war Otto Herr des Papstes und der Kirche, bei ihm stand die letzte Entscheidung in allen weltlichen und geistlichen Angelegenheiten des Abendlandes; er war am Ziele seines Strebens, auf dem Höhepunkte seiner Macht. Aber er fand keine Ruhe; es trieb ihn noch weiter. Wollte er Ernst machen mit dem Königthume von Italien und dem Kaiserthum, so mußten die Griechen aus Unteritalien verdrängt werden und der griechische Kaiser, der nie aufgehört hatte, sich als den legitimen Erben des abendländischen Kaiserthums anzusehen, mußte zur Anerkennung seiner Würde gebracht werden. War es ihm Ernst mit der Stellung des Oberherrn der Kirche, so mußte Otto in den Kampf gegen den Islam eintreten, den gegen die Heiden weiterführen. So brachte ihm die Kaiserkrone neue Kämpfe und Verwicklungen; aber sie alle nehmen einen großartigeren universal-historischen Charakter an. Wie klein mußten ihm die Wirren der einzelnen Reiche erscheinen angesichts der gewaltigen Aufgabe: den Kampf der römisch-germanischen Cultur zu kämpfen gegen das ungläubige barbarische Völkergemisch, das zum Theil unter der Führung des Kalifen, zum Theil führerlos gegen die christliche Cultur heranstürmte. Es gelang ihm einen Theil seiner Aufgabe zu lösen. Der griechische Kaiser erkannte ihn als den rechtmäßigen Herrn des Abendlandes an und des Kaisers

Tochter, die schöne Griechin Theophano, aufgewachsen in der üppigen orientalischen Pracht mußte als Gemahlin des deutschen Thronerben diesem folgen in die rauhen nebeligen Ebenen des Sachsenlandes.

Wir werfen von hier aus einen beurtheilenden Blick auf die Politik Otto's zurück, nicht auf die Mittel und Wege, die er einschlug um zum Ziele zu gelangen, sondern auf das Ziel selbst. Bei den verhältnißmäßig geringen Nachrichten über diese Zeit, bei einer Geschichtsdarstellung, die sich mit der mehr oder minder breiten Aufzählung der Fakta begnügt, ohne die Pläne der handelnden Personen mitzutheilen ohne die innere Verbindung der Thatfachen anzudeuten oder die Zeitverhältnisse zu analysiren, aus denen Personen und Sachen zu erklären wären, bei dem Umstande, daß manche Berichte nothwendig partiell gehalten sein müssen, da ist der Subjectivität des heutigen Beurtheilers in Auffassung und Verbindung der Thatfachen, in Entwicklung der Absichten und Pläne ein großer Spielraum gelassen und religiöse, politische und sociale Ansichten machen sich nach Kräften geltend. So ist denn die Beurtheilung der Politik Otto's, namentlich der sogenannten Kaiserpolitik, eine sehr verschiedene. Als Gegensätze stehen sich gegenüber Dönniges und Giesebrecht auf der einen, von Sybel und Gfrörer auf der andern Seite; eine Vermittlung versucht Waitz und Maurenbrecher. Giesebrecht sieht in der von Otto verfolgten Politik die Verwirklichung einer Aufgabe, die das deutsche Volk zu seiner eigenen Ehre, zu seinem eigenen und der Menschheit Besten habe erfüllen müssen. Seiner Ansicht nach sind die deutschen Stämme erst durch die Weltherrschaft zu einer Volkseinheit gebracht worden, ist durch die Siege über die fremden Nationen das Nationalgefühl geweckt und gefördert worden; durch die Berührung und Verbindung mit dem Auslande ist der Kreis der Anschauung erweitert, neue Elemente der Bildung

in Wissenschaft und Kunst ihm zugeführt worden. Ja, er ist der Ansicht, daß nur durch den engen Anschluß an die römische Bildung erst die Gefahr völlig beseitigt worden sei, daß das deutsche Volk aus dem großen Gange der Bildungsgeschichte hinausgedrängt und vor einem Rückfall in den barbarischen Zustand bewahrt wurde. So zollt denn auch der berühmte Geschichtschreiber der Politik Otto's unbedingtes Lob und eine große Bewunderung. Und doch möchten wir sie einen Fehler nennen. Die Geschichte des 9. und 10. Jahrhunderts zeigt ein wenn auch noch unbewußtes Drängen zum Nationalstaate. Immerhin mögen bei dem Verfall der karolingischen Universalmonarchie dynastische und kirchliche Interessen wirksam gewesen sein, das Drängen und Treiben der verschiedenen Nationalitäten nach eigenartiger Selbstständigkeit ist nicht zu verkennen.

Wie wenig war daran zu denken, diesem Streben auf die Dauer entgegentreten zu können, wo Otto nicht einmal in Deutschland der Bewegung nach Sonderung der Stämme Einhalt gebieten konnte. Es war allerdings seine Absicht, den Staaten eine gewisse Selbstständigkeit zu lassen; er ließ ihnen ihre Kanzleien, Beamte, Landtage; allein gerade diese Selbstständigkeit mußte dem Ganzen gefährlich werden; sobald die Staaten politisch erstarkt waren, mußten sie jenes Band, das sie alle umschloß, zu lockern suchen. Das Kaiserthum mußte eine ideale Fiktion werden, deren Aufrechthaltung unendlich viel Geld und Blut kosten würde. Und worauf basirte Otto im letzten Grunde seine Macht? Doch nur auf die kriegerische Macht Deutschlands und den Einfluß der Kirche. Wie aber, wenn die kriegerische Macht Deutschlands im eigenen Lande verwandt werden mußte, wenn eine Niederlage den Zauber des Sieges und der Unwiderstehlichkeit löste? Und konnte nicht auch die Macht der Kirche, ihm jetzt dienstbar, sich gegen ihn und das Kaiserthum wenden?

war nicht die Verbindung eine zu unnatürliche, als daß sie Hoffnung auf lange Dauer einflößen konnte?

Um Otto's Werk zu erhalten und den drohenden Gefahren Stand zu halten, war ein noch größerer Geist nothwendig, als der Otto's war; wie wenn ein Mann ihm folgte, ihm nicht gleich an Charakter, Kraft und Glück? Wohl ist zuzugeben, daß die Verhältnisse einen ehrgeizigen, seiner Kraft sich bewußten Mann reizen mußten, den Weg einzuschlagen, den Otto einschlug; eine politische Nothwendigkeit, so zu handeln, lag nicht vor, wohl aber mahnte manches bald mehr, bald weniger deutlich und dringend davon ab. Ein Ohr, nicht bethört durch Herrschsucht, hätte die Warnung hören müssen; ein Sinn, nicht geblendet von Ehrgeiz, hätte die Berechtigung der Warnung erkennen müssen. v. Sybel stellt sich bei seiner Beurtheilung durchaus auf den deutsch-nationalen Standpunkt und sucht nachzuweisen, wie Otto's Streben das nationale Interesse Deutschlands verletzt und es dem Streben nach einer theokratischen Weltherrschaft geopfert habe. Seiner Ansicht nach mußte ein deutscher König allein das Gedeihen der deutschen Nation, die fruchtbare Entwicklung der in ihr liegenden Keime ins Auge fassen und nicht das Bestehen unseres Volkes nur als ein dienendes Mittel für die Zwecke eines alles umfassenden Ehrgeizes ansehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus geht er die einzelnen Bestrebungen und Erfolge Otto's durch und kommt zu dem Resultate, daß allein die Eroberungen im Osten dem nationalen Interesse entsprochen hätten, daß die übrige Politik Otto's zur Vernichtung des nationalen Königthums geführt und Deutschland in eine ihm fremde und unnatürliche Bahn der Entwicklung geführt habe, in eine Entwicklung, die in Sprache, Wissenschaft und Kunst, die im Glauben und im öffentlichen Rechte dem Volksgeiste fremd gewesen. Wenn es auch die größte That des deutschen Geistes gewesen ist, sich aus dieser Entwicklung frei

zu machen, so ist doch die Befreiung erkaufte worden mit Opfern, unter denen noch heute das Vaterland leidet. Wir geben hierin dem geistvollen Geschichtschreiber Recht; können ihm aber nicht beipflichten, wenn er Otto die ganze und volle Verantwortung für das, was geschehen und nicht geschehen ist, aufbürdet, wenn er ihn direkt für die Schädigung der nationalen Interessen verantwortlich macht. So klar lag die Sache nicht; so ausgebildet und bewußt war die nationale Strömung noch nicht, daß ihre Ziele und Absichten mit einer solchen Deutlichkeit vor Augen lagen, daß es eine Schwäche gewesen wäre, sie nicht zu sehen, daß es ein Uebermuth gewesen wäre, sie mit Wissen und Willen zu verachten. Otto war ein Kind seiner Zeit und in ihr lebte noch der Geist des Kaiserthums; in ihm aber war das Wesen und Treiben dieses Geistes so gewaltig, daß er den leisen Flügelschlag des neuen Geistes nicht vernahm.

Wir sehen in der Politik Otto's ein großartiges ideales Streben, das sich aus der Persönlichkeit Otto's, der vorherrschend geistlichen Richtung der Zeit, aus der günstigen Lage der politischen Verhältnisse hinreichend erklären und begreifen läßt; ein Streben aber, das bald in sich zusammenbrechen mußte, weil es seiner Natur nach auf das Maßlose gerichtet war, weil es auf die Dauer nicht gewachsen war, der aus den edelsten und gewaltigsten Quellen hervorbrechenden Richtung nach nationaler Selbstständigkeit.